

Nr. 264. Bromberg, den 17. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(17. Fortsetzung.)

„Es ist nichts geschehen!" fuhr sie fort und sie beugte sich vor, um es ihm ins Gesicht zu sagen, als fürchte sie, er würde ihr nicht glauben. Und gleichsam, wie wenn es sie gedrängt hätte, auch das letzte zu gestehen, ergänzte sie: „Großer Gott, wenn Sie heute nacht nicht gekommen wären . . ."

„Welche Hausnummer?" fragte er statt jeder Erwiderung.

„Achtzehn. Ich kann unmöglich hin. Er schläft zwar jetzt, aber wenn er aufwacht, so gibt es einen Skandal."

Gelassen entschied Freese: „Ich werde mit Ihnen hinaufgehen, seien Sie ganz unbesorgt! Sie werden sich wundern, wie schnell dieser junge Mann ruhig werden wird, auch wenn er aufwachen sollte . . ."

„Um Gottes willen, wollen Sie wieder . . .?" In ihrer Angst um ihn hatte sie seinen Arm gefaßt.

Belustigt und gerührt nickte er ihr zu: „Nein, ich gedenke auf ganz friedliche Art mit ihm fertig zu werden."

In der Nürnberger Straße öffnete eine zerzaust aussehende plumpe Frau mit einem Vogelgesicht. Als sie Christa und Freese erblickte, wollte sie eine große Rede vom Stapel lassen, aber Freese winkte ab, zog sie zur Seite und erkundigte sich kurz: „Wieviel haben Sie von der Dame zu bekommen?"

Die Frau machte abermals Ansätze, sich über diese Angelegenheit ausführlich zu verbreiten, allein Freese unterbrach sie: „Wieviel?"

„Zwanzig, nein zweiundzwanzig Mark. Ich kann es Ihnen vorrechnen!" Es war klar, daß sie einen gehörigen Aufschlag machte und bereit war, sich in eine uferlose Auseinandersetzung einzulassen. Doch Freese zahlte wortlos und das entwaffnete sie. „Schläft Ihr Mieter?" fragte er freundlich.

„Der Herr Törgler?"

„Ich weiß nicht, wie er heißt, nur den Vornamen „Boris" kenne ich."

„Ja, so nennt er sich, er ist aber kein Russe, sondern aus Schlesien. Der schläft jetzt noch", erklärte die zerzauste Dame bereitwillig.

„Na schön! Sorgen Sie dafür, daß er weiterschläft! Ich hoffe, daß Sie mich verstehen. Sollte er nämlich aufwachen, dann müßte ich ihn auf die Polizei einladen! Sonst — und ich glaube, er wird das vorziehen — lasse ich fünfzig Mark für ihn zurück. Es ist am besten, Sie geben ihm gleich jetzt das Geld!"

Die Frau machte runde Kulleraugen, sie verstand die Zusammenhänge nicht ganz, aber sie witterte, daß es durchaus im Vorteil ihres Mieters liege, in seinem Bette zu bleiben und nicht in Erscheinung zu treten.

Freese ließ sie stehen und trat in das Zimmer Christas. Sie saß still auf einem Stuhl und wagte sich nicht zu regen. „Packen Sie jetzt in aller Ruhe! Ihr Nachbar wird sie nicht stören, für seinen gesegneten und festen Schlummer habe ich gesorgt."

Sie stopfte nun eilig das Nötigste an Wäsche und Kleidern in zwei Handkoffer.

Als sie unten beim Wagen waren, wollte Christa wissen: „Wie haben Sie das gemacht? Boris war so rasend eifersüchtig."

Freese lachte zärtlich: „Auch Eifersucht ist für gewisse Leute eine Ware, die verkäuflich ist." Entzückend fand er Christa in diesem Augenblick.

„Wie, er hat sich bezahlen lassen?"

„Ja, er hat sich bezahlen lassen. Und nicht einmal besonders hoch."

*

Um zwei Uhr aßen sie Mittag in Leipzig, dann ging es über Plauen nach Hof und von hier nordwestlich durch den Frankenwald in der Richtung nach Naila. Gegen sechs Uhr, als es bereits dunkel zu werden begann, verkündete Christa lebhaft: „Wir sind da!"

Sie deutete auf eine kleine Anhöhe seitlich der Landstraße, wo man zwischen Baumwipfeln die romantischen Umrisse von Schloß Ruppertsburg erblickte. Ein runder Turm reckte seine Zinnen, wettergraue Mauern, steile Dachfirste. Sie zeigte Freese die abzweigende Zufahrtsstraße, die er einschlagen mußte.

Ihr schien jetzt doch etwas beklommen zu Mute zu werden. Sie fragte zaghaft: „Was werden Sie nun sagen?"

„Ach nicht viel!" Er tat sorglos, um ihr Mut zu machen. „Ich werde Sie gemütlich abladen und dann um eine kleine Audienz bei Ihrem Vater nachsuchen. Ich nehme an, daß er zwischen den Schlachten eine halbe Stunde Zeit für seine Tochter erübrigen wird."

Der Wagen bog in den Schloßhof. Hunde schlugen an, die Gestalt eines alten Mannes tauchte auf.

„Franz, ich bin es, ich bin wieder da!" rief Christa und sprang aus dem Wagen.

Der alte Diener prallte zurück: „Um Gottes willen, die gnädige Komteß! Die Frau Gräfin wissen noch von gar nichts."

„Nein, die hat keine Ahnung!" erklärte Christa. „Jetzt laufen Sie mal rauf Franz, und bereiten Sie meine Mutter schonend vor!"

Der Diener verschwand schleunigst im Innern des Hauses und wenige Minuten später wurde die Gräfin sichtbar. Eine hohe, etwas gebeugte Gestalt, schon grauhaarig und von unverkennbarer Ähnlichkeit mit ihrer Schwester in Potsdam. Sie trat langsam näher, aber sie breitete die Arme nicht aus, um die Tochter an sich zu ziehen, sie sagte nur, mit gedämpfter, gleichsam abwesender Stimme: „Du bist es, Christa? Wo kommst du her so plötzlich?"

Jetzt war Christa verlegen und bescheiden wie ein kleines Schulmädel, das etwas angestellt hat. „Ein Bekannter war so freundlich, mich in seinem Wagen herzubringen. Darf ich ihn dir vorstellen? Herr Stuckering! Ich bin ihm sehr zu Dank verpflichtet."

Eine schmale kühle Frauenhand streckte sich Freese entgegen. „Sie sind natürlich unser Gast", sagte die Gräfin.

Freese dankte und fügte hinzu, er habe eigentlich beabsichtigt, sogleich wieder nach Berlin zurückzukehren.

„Ach, aus Berlin kommen Sie? Ich wußte nicht, wo Christa steckte, sie hat uns nicht auf dem laufenden gehalten. Man hat sie dort vergeblich gesucht. Aber Sie bleiben doch? Sie können jetzt unmöglich in der Nacht zurückfahren!"

Sie schritt voran, man durchquerte eine weitläufige Halle, hoch, kalt, nüchtern wie eine Grabkapelle und nur spärlich beleuchtet. An den Wänden hingen Jagdgewehre, alte Waffen und Hirschgeweihe. Dann kam ein endloser kahler Korridor, auf dessen Steinfliesen jeder Tritt widerhallte.

Christa eilte in ihr altes Mädchenzimmer hinauf, das irgendwo weitab lag, sie wollte gleich auspacken und sich ein wenig in Stand setzen, indes Freese von der Gräfin in einen Raum geleitet wurde, der sich als recht wohnlich darstellte. Im Kamin brannte Feuer.

„Bitte, nehmen Sie Platz! Inzwischen lasse ich ein Zimmer für Sie zurecht machen", erklärte die Gräfin, und wieder klang ihre Stimme fremd und fern, als wäre sie durch Meilen von ihrem Gast getrennt. „Darf ich fragen, wieso meine Tochter Gelegenheit hatte, Ihre so liebenswürdigen Dienste in Anspruch zu nehmen?"

„Ich hatte Komteß Christa bei Rechtsanwalt Dr. Tieck kennengelernt und wir trafen uns öfter. So erfuhr ich, unter welchen Umständen sie nach Berlin gelangt war, und ich sah dann, daß dieser Aufenthalt ihre Gesundheit leider stark schädigte. Schließlich bewog ich die Komteß, hierher zurückzukehren, um dann möglichst bald in ein Lungenheilsanatorium überzusiedeln; nach Davos, wie es ja schon vorgesehen war. Ich fürchte, es ist sehr dringend. Komteß Christa hatte natürlich Angst wegen ihres unprogrammmäßigen Abstechers nach Berlin und ich mußte ihr versprechen, ihretwegen mit ihrem Vater zu sprechen."

„Das wird leider nicht möglich sein. Mein Gatte ist tot. Vor zehn Tagen einem Schlaganfall erlegen. Wir haben ihn begraben müssen, ohne Christa verständigen zu können. Wir wußten ja gar nicht, wo sie war." Die Gräfin sagte das ohne Zeichen der Erregung in der gleich ruhigen, sachlichen Art, wie sie sonst sprach. War das Gefühlskälte oder die Selbstbeherrschung einer stolzen Seele, die es ablehnte, einem Außenstehenden auch nur den kleinsten Anteil an persönlichem Erleben zu gewähren? Die Gräfin hatte bisher in Gegenwart Freeses ihrer Tochter gegenüber keine Silbe von dem Todesfall erwähnt — dergleichen wurde unter vier Augen abgemacht.

Freese war wie vor den Kopf geschlagen. Er stotterte etwas vom aufrichtigen Beileid. „Aber auch die Frau Geheimrat wußte nichts davon", bemerkte er.

„Sie kennen auch meine Schwester? Nein, die weiß nichts. Wir stehen nicht in Briefwechsel miteinander."

Hier wurden Grenzen gezogen, unerbittlich und unerschütterbar. Man korrespondierte nicht miteinander — damit war es abgetan. Guter Gott, wenn die Gräfin geahnt hätte, woher ihre Tochter kam! Es war ein Glück, daß ihr Vorstellungsvermögen sicherlich nicht so weit reichte. Zwischen Schloß Ruppertsburg und dem Berlin der Tanzbars lag eine Welt.

Später, als Freese vom Diener Franz auf sein Zimmer geführt wurde, gewahrte er im verschwimmenden Licht des Korridors von weitem eine Schattengestalt, die um eine Ecke verschwand, lautlos geisternd, wie ein Schloßspuk.

„Der Herr General Nemiroff!" flüsterte der Diener leise zur Erklärung.

Die alte russische Exzellenz gespensterte hier noch herum, der Kampfgegner des Grafen, mit dem er jahrelang imaginäre Schlachten geschlagen hatte, ohne je zu einer Entscheidung zu kommen, und der jetzt völlig überflüssig geworden war. Man hatte ihn jedenfalls weiter im Schlosse behalten und er schlich umher wie ein müder alter Jagdhund, der sich in die Ecken duckt.

Freese bat den Diener, ihm das Essen auf das Zimmer zu bringen, da er die Damen heute ungestört zu lassen wünsche, und man schien ihm dankbar für diese Rücksicht zu sein. Er war auch todmüde und legte sich bald zu Bett. Aber schlafen konnte er noch lange nicht.

Er dachte voll Teilnahme an Christa, die nun wußte, daß sie nicht mehr Frieden machen konnte mit dem Vater. Seit gestern glaubte er sicher zu sein, daß ihn Christa liebte. Er hatte dieses Wissen in sich bewahrt wie ein reines, kostbares Gut und sich gestern während der langen Fahrt allein mit Christa wohl gehütet, ihr zu verraten, daß er ihr Geheimnis kannte. Unerträglicher denn je war ihm der Gedanke, daß Christas Leben, das ihm so teuer war, durch furchtbare Krankheit bedroht war, leidenschaftlicher denn je war seine Hoffnung, daß dieses Leben unter sorgfältiger Pflege sich doch noch siegreich durchsetzen könne.

Jetzt, weit fort von Berlin, erschien es ihm auch ganz unmöglich, das unleidliche Spiel dort weiterzuspielen. Sylvia mußte ein Einsehen haben und ihn ziehen lassen! Er wollte endlich wieder e r sein, frei von allen unheimlichen und peinlichen Bindungen, und wenn er die simpelste Arbeit leisten und von der Hand in den Mund leben mußte. — —

Am Morgen sah er Christa erst wieder, als er kam, um sich zu verabschieden. Sie hatte verweinte Augen und sah erbarmungswürdig aus. Die Gräfin blieb unsichtbar, sie ließ sich entschuldigen.

Freese drückte Christa stumm die Hand und rührte mit keinem Wort an das, was sie so tief erschüttert hatte. Er sah, daß alle Zuversicht in ihr wieder erloschen war. Er gab ihre Hand nicht frei, die kalt und starr in der seinen lag. „Christa! Kopf hoch —! Sie dürfen ganz einfach nicht alles verloren geben! Ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich so lahm war und Ihnen nicht schon längst den Standpunkt klar machte! Vielleicht war ich zu sehr mit mir selbst beschäftigt, sah zu unklar über meine eigene Zukunft. — — Na, die ist ja noch unklar und problematisch genug, aber das eine weiß ich ganz gewiß: daß es mit Ihnen, liebe Christa, bald richtig aufwärts gehen wird, wenn Sie nicht verblendet die Zügel Ihres Lebens schleifen lassen. Sie müssen mir mit aller Bestimmtheit versprechen, daß Sie ein tapferes Mädel sein und mit allen Torheiten Schluß machen wollen! Wann fahren Sie nach Davos?"

Sie vermied seinen Blick. Tonlos stieß sie hervor: „Es geht ja nicht, ich kann nicht! Quälen Sie mich nicht! Es ist ja so gleichgültig, was mit mir geschieht. Mein Leben hat jeden Sinn verloren!"

„Unsinn, Christa, so dürfen Sie nicht denken! Christa, Sie sind ein schlechter Kamerad, Sie lassen mich feig im Stich. Wie soll ich mit meinem Leben fertig werden, in der ewigen Angst und Sorge um Sie? Sie lassen mich im Stich, Christa! Verstehen Sie denn nicht, Sie müssen es meinetwegen tun, für mich! Ich brauche Sie doch, Christa, ich will, daß Sie gesund werden! Ich werde mit leidenschaftlicher Geduld darauf warten —!"

„Oh — — —", sagte sie nur, nichts weiter, und alles andere erstickte in einer Fassungslosigkeit des Glückes. Sie sah ihn an, als wolle sie den Hauch jedes Wortes in sich aufnehmen.

Er zog sie erschüttert an sich und drückte einen langen, zarten Kuß auf ihren Mund. „Und du wirst mir schreiben, oft schreiben, damit ich immer weiß, wo du bist und wie es dir geht!" sagte er. „Und jetzt Adieu, Christa, und auf baldiges frohes Wiedersehen! Behüte dich Gott, und denke immer daran, wie teuer du mir bist!"

„Auf Wiedersehen!" kam es leise zurück. Dann noch einmal: Auf Wiedersehen!" Und in jähem Nicht-anders-können warf Christa sich ihm um den Hals und küßte ihn leidenschaftlich, von Glück und Angst und Liebe geschüttelt.

Endlich machte sich Freese frei und eilte aus dem Zimmer. Sein Auto stand schon unten im Schloßhof. Er sprang an den Führersitz, der Motor lief an, der Wagen rollte durch das Burgtor. Wieder bellten Hunde. Freese sah noch, wie ein Fenster geöffnet wurde und eine Hand winkte. Er verhielt den Wagen und winkte zurück, und in diesem Augenblick glaubte er — noch ganz bezaubert von Christas Küssen — an eine helle, glückliche Zukunft mit ihr. Fest stand sein Entschluß, dem Berliner Abenteuer ein Ende zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fund.

Eine tragikomische Geschichte von Ernst Handschuh.

Wie immer, wenn mein Chef etwas unternahm, war es ein schöner Tag. Dafür war es eben der Chef, und nun heiratete er gar. Das Geschäft hatte seine Pforten geschlossen. Freilich unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß das gesamte Personal an der Traufeier teilnehme. Sie war auf drei Uhr nachmittags in der Schloßkirche angesetzt.

Diese Kirche liegt ziemlich am Rande der Stadt, nicht weit von meiner Wohnung. Wohl auf der Mitte des Weges zu ihr hin befinden sich die ausgedehnten Anlagen des ehemaligen Lazaretts, in dem jetzt die Polizeiverwaltung untergebracht ist.

Ich liebe weder Gehrock und Zylinder noch gestärktes Hemd und steifen Kragen; darum eilte es mir auch an diesem Tage nicht, mich damit zu bekleiden. Am Morgen hatte ich einen ausgedehnten Spaziergang unternommen, worauf mir das Mittagessen noch einmal so gut mundete. Dann schlief ich ein schönes Stück, und nur der Tatkraft meiner Wirtin gelang es, mich in die Wirklichkeit zurückzubringen. Potz Blitz! Es war hohe Zeit. Der Uhrzeiger rückte bedenklich nahe an drei, so daß, als ich endlich angezogen war, gerade noch zehn Minuten an der vollen Stunde fehlten. Während meine Wirtin mit der Bürste über mein feierliches Gewand fuhr, schimpfte sie laut. „Wenn nun etwas dazwischen gekommen wäre oder noch geschieht?" klagte sie in einem fort.

„Was soll sich denn auf der kurzen Strecke als Hindernis auftun?" schnitt ich ihr schließlich die Rede ab. Doch auf der Treppe noch vernahm ich sie: „Wir werden sehen... Wir werden sehen..."

Ein kleiner Lieferwagen rollte rasch durch die wenig belebte Straße vor mir her. Er war reichlich kühn beladen, und ganz hinten schwankte eine riesige Rolle Filz verdächtig hin und her. In der Höhe des ehemaligen Lazaretts, wo die Straße einen freien Platz überquert, fiel sie lautlos herunter. Zwei, auch drei Sprünge tat sie noch, dann lag sie still. Das Auto aber fuhr unbekümmert davon. Ich lief und schrie, doch der Fahrer hörte mich schon nicht mehr.

Da stand ich nun vor der Filzrolle und starrte sie ratlos an. Ich schüttelte den Kopf und wollte weitergehen, als sich mit einem Male mein Gewissen meldete. Niemand außer mir hatte den Vorfall beobachtet. Sollte ich wirklich den Ballen liegen lassen? Wer weiß, was dann mit ihm geschah? Sicherlich wurde er dringend gebraucht und fest stand, daß der Fahrer in arge Ungelegenheiten geriet. Gleich um die Ecke aber residierte die hohe Polizei, einschließlich Fundbureau.

Ein altes Frauchen befreite mich aus meinen Zweifeln. Von seinem Fensterplatz aus hatte es den Sturz der Rolle gesehen, und nun rief es mit angestrengter Simme: „Lieber Herr, es war ein Auto vom Linoleum-Pfeifer. Ich kenn's genau. Gelt, Sie tragen den Ballen auf die Polizei?"

Also hieß es rasch angefaßt, denn auf der Uhr der nahen Schloßkirche war es gleich drei. Aber der Ballen war ja schnell abgegeben, und bei den ersten Festgästen brauchte ich nicht zu sein. — Die Rolle war nicht schwer; leicht war sie allerdings auch nicht gerade. Ich stemmte sie auf meine linke Schulter, und mit dem Zylinder in der rechten Hand, lief ich los.

Am Tor des Polizeiamtes stand ein Posten. Er machte zwar schon ein recht erstauntes Gesicht, als er mich nahen sah, doch da ich geradeswegs auf ihn zuschritt, nahm ihn die Verwunderung bald ganz in Beschlag. „Verzeihen Sie, Herr Wachtmeister", begann ich ehrerbietig zu dem Fassungslosen, „vor vielleicht fünf Minuten fiel dieser Filzballen aus dem Wagen von Linoleum-Pfeifer. Das Auto fuhr davon, ohne daß der Verlust von seinem Fahrer bemerkt wurde. Wollen Sie, bitte, die Güte haben und bei der Firma anrufen? Ich stelle dann die Rolle gerade hinter das Tor, weil ich nämlich dringend . . ." — „Moment", bat mich der junge Polizist, dessen Verwunderung einem Lächeln Platz gemacht hatte, „ich kann da gar nichts tun, denn ich darf meinen Posten nicht verlassen. Aber im Hauptgebäude, am Eingang zum Hochparterre, sitzt die Telephonwache. Die kann die Sache schon eher schmeißen."

Ich seufzte, nahm das filzige Bündel wieder auf und schritt durch das Tor. Die steile Treppe stieg ich hinan. Richtig, da saß in einer Art Loge ein Uniformierter, der eifrig schrieb. Von der Schloßkirche schlug es dröhnend drei.

Der Beamte lachte unverhohlen, als er mich ankommen sah. Eilig brachte ich ihm mein Anliegen vor und wollte gerade die Rolle auf den Boden stellen, doch da hob er abwehrend die Hand.

„Gefunden haben Sie den Filz," fragte er gedehnt und ungläubig, „das ist ja eigentümlich."

„Na, glauben Sie vielleicht, ich hätte ihn gestohlen, um ihn in diesem Aufzug ausgerechnet zur Polizei zu bringen?" gab ich gereizt zurück.

„Nicht aufregen, bitte. Doch wenn Sie ihn gefunden haben, müssen Sie schon aufs Fundbureau. Unten im Hof, zweite Baracke, erste Türe rechts."

„Aber ich flehe Sie an, läßt sich denn da nicht telephonieren?"

„Tut mir leid. Sie müssen zum Fundbureau. Vorschrift ist Vorschrift."

So raste ich alsdann verzweifelt in den Hof, hin zur zweiten Baracke und klopfte wie ein Wahnsinniger an die erste Türe rechts. In dem Zimmer selbst saß ein dicker runder Herr in Zivil, der gerade dabei war, einen Apfel zu verzehren. Ehe er ihn noch weglegen konnte, sprudelte ich los. Ruhig ließ er mich reden.

„Das ist schön von Ihnen", sagte er mit volltönender Stimme, als ich geendet. „Stellen Sie die Rolle dorthin und nehmen Sie, bitte, Platz!"

„Platz nehmen?" rief ich entsetzt, „wo ich doch schon um drei Uhr in der Schloßkirche sein sollte, und es ist bereits viertel vier?"

„Bedauere außerordentlich", lächelte der Beamte bitter, „doch dann hätten Sie die Rolle liegen lassen sollen. Also, bitte . . ." Und nun stellte er eine endlose Reihe von Fragen an mich, die er sämtlich von einem Bogen ablas. Gewissenhaft und ausführlich schrieb er meine Antworten nieder. Die Frage, ob ich eine Belohnung beanspruche, war die letzte. „Nein", rief ich erschüttert, denn die kleine Uhr an der Wand wies auf dreiviertel vier, und eiligst wollte ich davon. Aber da war nun auch noch eine Unterschrift zu leisten. Und während ich unterschrieb, meinte der Beamte, offenbar ein Mensch von Gemüt, ob ich nicht selber mich mit der Firma Linoleum-Pfeifer in Verbindung setzen möchte. Doch da riß meine Geduld endgültig, und ich verließ das Zimmer ohne Gruß.

Im Galopp ging es zur Schloßkirche„ wo die Trauung soeben ihr Ende gefunden hatte. Mit hochrotem Kopf und wirrem Haar drängte ich mich an die Neuvermählten heran, um meine Glückwünsche darzubringen. Doch ein fürchterlicher Blick meines Chefs traf mich, während seine junge Frau ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Auch in den Gesichtern der anderen Gäste zuckte es seltsam. Noch wußte ich nicht, was diese Gemütsbewegungen bedeuteten, und sollte es erst daheim erfahren, als mich meine Wirtin vor ihren Eckspiegel führte. Meine linke Körperhälfte war über und über mit den borstigen, braunen Härchen des Filzes bedeckt, sogar im Gesicht und Haupthaar hafteten sie. Vernichtet sank ich in einen Sessel.

Acht Tage währte die Hochzeitsreise meines Chefs. Der erste, den er unter der allgemeinen Schadenfreude der Kollegen in sein Bureau bestellte, war ich. Hemmungslos und ergiebig schüttelte er einen ausgewachsenen Zorn über mich.

Um mich zu rechtfertigen, erzählte ich ihm die Geschichte meines Fundes und wußte, daß er mir auch nicht ein Wort davon glaubte. Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als er sich am Ende meiner Rede mit einem freundlichen Lächeln erhob, auf mich zukam und mir beide Hände auf die Schultern legte.

„Das waren Sie, der den Filz zu unserem Badezimmer so schnell wieder herbeischaffte?" fragte er mich mild. „Mein Schwiegervater hat mir erzählt, wie verzweifelt der Korkleger und Fahrer waren, als sie den Verlust bemerkten. Denn es hatte etliche Tage gedauert, den Filz zu beschaffen. Also, mein Lieber, dann ist Ihnen natürlich alles verziehen. Meine Frau aber und die übrigen Beteiligten

werde ich aufklären. Einstweilen jedoch rauchen Sie eine Zigarre mit mir!"

Weit hinten aus der Schreibtischschublade, wo er die Kostbarkeiten seines Rauchvorrates verwahrte, holte er die Kiste hervor und reichte sie mir hin. Alle Schadenfreude aber verrann im Kontor, und Spott und Hohn versiegten in ihren Quellen, als ich dampfend und qualmend das Zimmer des Gefürchteten verließ.

Blücher in England.

Anekdoten, gesammelt von E. Geipel.

Im Jahre 1814, als Napoleon nach Elba verbannt worden war, fuhr das Schiff „Impregnable" über den Kanal. Es waren viele englische und preußische Offiziere an Bord, unter der Besatzung munkelte man, daß sich bei ihnen ein ganz besonders hoher Herr befände. Aber niemand riet auf den untersetzten straffen Herrn, der gemütlich aus einer holländischen Tonpfeife schmauchte und ein solch kurioses Deutsch redete. Als das glückliche Land auftauchte, sah man die Gestade von Dover mit einer unabsehbaren Volksmenge bedeckt, und nun begriffen die Matrosen, daß es gerade der weißhaarige Herr mit der Tabakspfeife war, um den sich alle die hohen Offiziere bemühten.

Blücher, der Fürst von Walstatt, war kaum in das Ruderboot gestiegen, als die Menge in einen brausenden Jubel ausbrach. Tausende stürzten sich auf den kleinen Herrn, um ihm die Hände zu schütteln.

Die Huldigungen nahmen solch überschwengliche Formen an, daß dem leise fluchenden alten Degen der Rock in Fetzen vom Leibe hing. Er mußte aber ein freundliches Gesicht machen, denn eine lange Reihe von Ehrenjungfrauen drängte sich vor ihn, und die erste begrüßte ihn mit einer langen Rede, die der Marschall Vorwärts nicht verstand, während die übrigen, eine nach der anderen, seine brave Rechte ergriffen und innig küßten.

Fast erdrückt langte er in seinem Quartier an. Doch schon erschien ein reich geschmückter Diener und sagte ihm in mühsam einstudiertem Deutsch, daß die Damen des höchsten Adels sich der Durchlaucht vorstellen wollten.

„Ich ward an die Damens starven", sagte Blücher, „aber mögen se man inkam". Schon flutete es herein, und eine wunderschöne Blondine begann mit einer langen Rede. Blücher verstand kein Wort. Plötzlich richtete sich ein Kreuzfeuer von Blicken auf den Unglücklichen, und alle begannen auf einmal zu sprechen.

„Durchlaucht", sagte der Dolmetscher, „die Damen wünschen jede eine Locke von Euer Durchlaucht Haupt."

„Wieviel Damens sind das?"

„Gerade fünfzig, Durchlaucht."

„Gut", lachte der alte Held und entblößte seinen Kahlkopf, „bedienen Sie sich, meine Damens!" Laut lachend und kichernd zog sich der Hochadel zurück, und der alte Blücher hatte endlich Ruhe.

Noch stürmischer waren die Huldigungen auf dem Wege von Dover nach London. Die jubelnden Menschen standen so dicht, daß der Wagen kaum weiter kam, erst gegen Abend langte man in St. Jamespark an. Der Prinzregent hatte eine Hofkalesche geschickt, begleitet von einer Abteilung Kavallerie. Im Palast empfing er den Marschall, sprach ihm seine Anerkennung aus, küßte ihn auf beide Wangen und hängte ihm sein Bildnis über die Brust. Blücher ließ sich nach englischer Sitte auf ein Knie nieder und küßte die Hand des Regenten.

Nun haßte der alte Degen jeden Zwang, vor allem jede Etikette, und er murmelte in den Bart: „Dunnerwäder, da slag de Düwel in!" Aber er fügte sich in alles, was das strenge Hofzeremoniell von ihm forderte, denn er konnte doch seinen Herrn, den König von Preußen, nicht blamieren!

Schwer atmend ließ er sich in die für ihn bereitgehaltene Wohnung führen. Schon wollte er sich aufatmend zur Ruhe begeben, da drangen die Begeisterten wieder in Scharen hinein, und das Händedrücken, Küssen und Kleiderzerreißen nahm seinen Fortgang. Endlich riß dem Alten die Geduld, er ließ die Türen versperren und befahl einer Ordonnanz, ihm einen deutschen Sattler zu holen. In Teufels Namen, auf der Stelle!

Ein solcher war schnell gefunden, es war ein Meister Henzner, der sich auf einen großen Auftrag spitzte. Blücher enttäuschte ihn sofort, indem er ihn anredete: „Seggen Se mal, Meester, könn Se mir en künstlichen Arm maken?"

„En künstlichen Arm, Durchlaucht?" staunte der Sattler.

„Nun ja, ne Arm von Stroh, gut gepolstert und gestopft, mit ne Lederhandschuh unne Tuchärmel bekleidet."

„Das kann ich", empfahl sich der enttäuschte Meister.

Der Sattler war kaum fort, als die Generäle und der Stab der britischen Armee, dazu die höchsten Beamten um die Ehre baten, dem Bezwinger Napoleons ihre Aufwartung machen zu dürfen. Auch das ging vorüber, und der Marschall streckte sich mit seiner Piepe auf dem Bette aus.

„Dat is slimmer, als en Slacht und hat mir auch maroder gemakt", murmelte er. Da stürzte sein Adjutant herein und meldete die allerhöchste Persönlichkeit des großen Englands, die Königin.

„Noch en Dam!" stöhnte der Recke. „Müffling, ick kann nich."

„Morgen um zehn Uhr vormittag erwartet Sie Ihre Majestät."

„Da slag en lang hin!" legte sich Blücher nun endlich zur Ruhe. Am nächsten Morgen fand er den bestellten Arm vor seinem Bett. Nach dem Frühstück stieg Blücher in den schon wartenden Hofwagen, dann umbrauste ihn wieder jubelnd und schreiend eine gewaltige Menge. Er hielt den künstlichen Arm heraus; jung und alt drängte sich, die Heldenhand zu drücken und zu küssen.

An diesem Tage waren alle öffentlichen Gärten und alle Gaststätten überfüllt, und Tausende von Männern und Frauen schwuren, sie hätten die Hand des Helden von Waterloo gedrückt.

Die Königin empfing ihn mit hohen Ehren und sprach lange mit ihm. Am Abend besuchte er die Oper, und wie ein Mann erhoben sich die Zuhörer, als Blücher eintrat.

Es folgte ein Besuch der Universität Oxford, und der Prinzregent sagte zu Blücher: „Die Professoren werden Ihnen den Doktorhut aufsetzen." — Blücher antwortete: „Meinetwegen, nur sollen sie mir den Gneisenau als Apotheker beigeben, damit er die Pillen dreh'n kann, die ich den Leuten eingeben will."



Bunte Chronik



Erpresser vernichten ein Gewerbe.

Die Kriminalpolizei in Kopenhagen macht Jagd auf Buchmacher, die in Dänemark verboten sind. Nun hat sich der Polizei ein unfreiwilliger Bundesgenosse zugesellt — nämlich eine Bande von Erpressern. Die Halunken setzen zuerst bei dem Buchmacher Wetten ein, und dann zwingen sie ihn unter Drohung, weitere Einsätze gratis vorzunehmen. Kürzlich büßte ein Buchmacher auf diese Art zwanzigtausend Kronen ein. Die Folge davon ist, daß die meisten Buchmacher neuerdings freiwillig ihren Laden schließen, da sich der Betrieb unter solchen Bedingungen nicht mehr lohnt. Der Haupt-Buchmacher, bekannt unter dem Spitznamen „Grauer Strolch", hat sich ausgerechnet als — Sargfabrikant niedergelassen. Ein anderer wurde verhaftet, weil er Winterhilfe-Schecks für die Erwerbslosen annahm, eine Krone bar auszahlte und den Rest als Wetteinsatz für Pferderennen nahm.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.